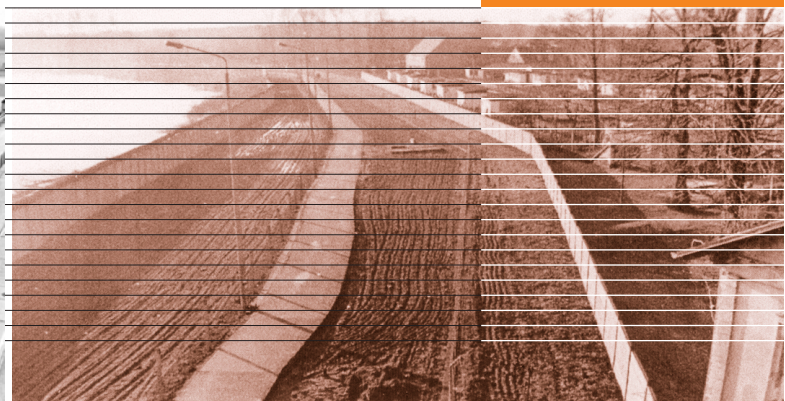
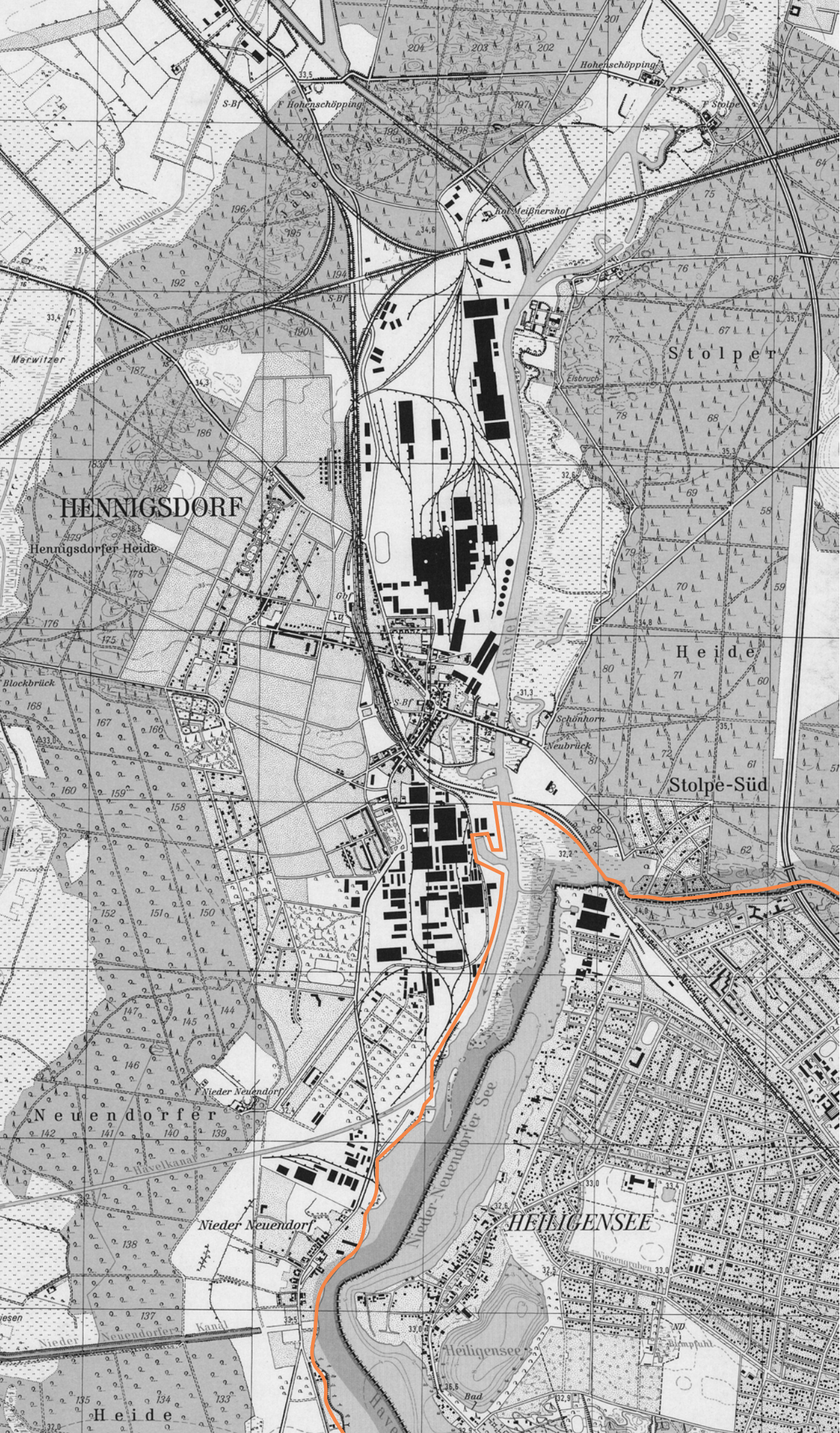
DIE

GRENZE

BEI HENNIGSDORF




HENNIGSDORF
Hennigsdorfer Heide
Stolper
Heide
Stolpe-Süd
HEILIGENSEE
Neuendorfer
Heide
Nieder Neuendorf
Nieder Neuendorfer See
Havel
Havelkanal
Neuendorfer Kanal
Hohenschöpping
Meißnershof
Stolpe
Merwitzer
Blockbrück
Elsbruch
Schönhorn
Neubrück
Wiesengraben
Heiligensee
Bad
S-Bf
Gbf
F Hohenschöpping
F Stolpe
F Nieder Neuendorf

Versorgungsprobleme

Das Ministerium für Hüttenwesen und Erzbergbau verleiht dem Stahl- und Walzwerk für Neuerungen in der Walzendreherei und aufgeholte Planrückstände aus dem Jahr 1952 eine Prämie von 50 000 Mark. Gleichzeitig fehlen in der Betriebsverkaufsstelle Nahrungsmittel wie Haferflocken und Graupen. Preise beispielsweise für Marmelade und Kunsthonig steigen, auch Fahrpreise im Berufsverkehr werden erhöht. Die Hennigsdorfer bemängeln schlechte Versorgung mit Fleisch sowie fehlenden Bohnenkaffee. Im Februar 1953 besucht eine Delegation aus dem Stahl- und Walzwerk den Minister für Handel und Versorgung, Curt Wach. Die Abgesandten fordern eine normale Belieferung mit Gütern wie Streichhölzern, Salz, Arbeitsbekleidung oder Windeln.

»Triumphbogen« aus Pappe und Holz am Eingang des Stahlwerks, 1952

Der 17. Juni 1953

»Ihr habt ja keine Butter!«

Rosemarie Schreiber
Jahrgang 1938

Der Zufall wollte es, dass für den 17. Juni 1953 – ich besuchte die Puschkin-Oberschule – eine Prüfung in Geschichte angesetzt war.

Morgens auf dem Schulweg sahen wir die Arbeiter kommen: rechts die vom Stahlwerk, links die von LEW. In uns keimte die Hoffnung auf, dass an einem solch ungewöhnlichen Tag wohl keine Geschichtsprüfung stattfinden würde. Wir hatten Pech: Der pflichtbewusste Lehrer legte uns wie geplant die Prüfungsfragen vor.

Als ich nach Hause kam, fand ich das Schreibwarengeschäft meiner Mutter geschlossen. Das hatte es so gut wie nie gegeben. Mein Vater und ich wunderten uns. Wir machten uns Sorgen, dass ihr etwas passiert sein könnte.

»Was ist denn los?«, stürmten wir auf sie ein, als sie endlich vor der Gaststätte *Goldener Löwe* an der Ecke zur Berliner Straße auftauchte.

»Ach, ich weiß noch gar nicht. Die Arbeiter sind hier vorbeigezogen und haben mich regelrecht aus dem Laden gezerrt.«

»Was hast du denn da?«, fragen wir weiter und zeigten auf das Stück Butter, das sie, schon etwas weich, in der Hand hielt.

»Sie haben mich überredet, mitzukommen. Sie demonstrieren gegen die Normerhöhungen und für alles Mögliche. Ich bin bis nach Tegel mitgelaufen. Dort drückten mir irgendwelche Kaufleute das Päckchen in der Hand: ›Ihr habt ja keine Butter in der Zone – nehmen Sie!‹« Mutter schloss den Laden auf und seufzte: »Aber Mensch, das ist viel zu aufregend für mich!«

Erhöhung der Arbeitsnormen

[…] Die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik hält es […] für erforderlich, dass die Minister, Staatssekretäre sowie Werkleiter alle erforderlichen Maßnahmen zur Überprüfung der Arbeitsnormen durchführen. Das Ziel dieser Maßnahmen ist, die Arbeitsnormen mit den Erfordernissen der Steigerung der Arbeitsproduktivität und der Senkung der Selbstkosten in Übereinstimmung zu bringen und zunächst eine Erhöhung der für die Produktion entscheidenden Arbeitsnormen im Durchschnitt um mindestens 10 Prozent bis zum 30. Juni 1953 sicher zu stellen […]
(Beschluss des DDR-Ministerrates, 28. Mai 1953)

Demonstrationen

Der Nominallohn der Stahlwerker sinkt, einige Arbeiter haben am Ende des Monats bis zu 200 Mark weniger in der Lohntüte. Der Ministerrats-Beschluss vom 28. Mai 1953 zur Erhöhung der Normen führt zu Unmut und Diskussionen. Die Belegschaft des Stahl- und Walzwerks fordert, auch die Bedingungen zu schaffen, die es ermöglichen, höhere Normen zu erfüllen.
Am 17. Juni 1953 demonstrieren über eine Million Menschen in 700 Orten der DDR. Die sowjetischen Besatzungsbehörden rufen den Ausnahmezustand aus. 60 bis 80 Tote sind zu beklagen, darunter 18 »Aufrührer«, die standrechtlich erschossen werden, sowie 10 bis 15 Polizisten, Stasi-Angehörige und SED-Funktionäre.

Mein Vater im Westfernsehen

Monika Wegener
Jahrgang 1945

Am 17. Juni 1953 sagten die Lehrer zu uns: »Ihr dürft nach Hause, die Schule fällt aus.«

»Warum?«

»In Hennigsdorf wird gestreikt.«

Damit konnten wir Gören wenig anfangen, wir waren nur froh über den freien Vormittag.

Als ich die Berliner Straße mit dem Fahrrad hinunterfuhr, traf ich meinen Vater, den Fuhrunternehmer Fritz Heinze, mit Pferd und Wagen. Geladen hatte er keine Waren, Holz oder Essensreste von der Stahlwerkskantine, sondern Leute. Auf dem Anhänger standen Bänke.

»Wir fahren über die Havel nach Berlin!«

Was Vater uns abends erzählte, weiß ich nicht mehr. Ich kann mich jedoch erinnern, dass er sich später im Fernsehen erkannte. Bei einem Nachbarn, der auch im Stahlwerk arbeitete und schon ein Fernsehgerät besaß, sah er sich die West-Nachrichten an. In der Menschenmenge auf dem Bildschirm entdeckte er unser Pferdefuhrwerk, wie es die Streikenden begleitete. Mein Vater hatte Angst, dass man ihn nun verhaften würde. Glücklicherweise blieb er unbehelligt.

Hennigsdorf – Berlin und zurück
Hennigsdorfer Stahlwerker, Arbeiter aus den LEW und anderen Betrieben des Ortes marschieren durch den Norden Westberlins bis in die Leipziger Straße. Zur Mittagsstunde treffen sich dort Tausende Demonstranten, die gegen Lohnkürzungen, Normerhöhungen, die schlechte Versorgungslage und für echte Demokratie eintreten. Von den Ministern und Funktionären, die im Haus der Ministerien ihren Sitz haben, versucht einzig der Minister für Schwerindustrie, Fritz Selbmann, mit den Arbeitern zu reden. Wenig später erscheinen sowjetische Panzer. Zurück nach Hause gelangen die Hennigsdorfer über viele Wege.

17. Juni 1953: Hennigsdorfer Arbeiter auf ihrem Protestmarsch durch Westberlin, begleitet von Westberliner Polizisten

Dann ist [jemandem] eingefallen auf einmal, also wir marschieren nach Berlin […], und zwar folgendermaßen: Wir wollen keine Normerhöhung mehr haben, wir wollen freie Wahlen haben, und dass sie praktisch die Rentner bisschen besser versorgen. Das waren die drei Hauptdinge, die gestellt werden sollten.

Kurt Panitz, Jahrgang 1920 (zitiert in: Tabu und Tradition. Der 17. Juni und der 100-Tage-Streik in der Erinnerung der Hennigsdorfer Stahlarbeiter. BIOS, 1/1999)

Eine brenzlige Situation

Roland Köhnke
Jahrgang 1937

»Wenn das so weitergeht, dann gibt es Streik«, sagte einer der älteren Kollegen.

»Ja, für die gleiche Arbeit weniger Geld, das lassen wir uns nicht gefallen!«, pflichtete ihm ein anderer bei.

Im Juni 1953 war ich Lehrling im Stahlwerk, kurz vor dem Ende meiner Ausbildung. Ich hörte zu, wie Arbeiter über die Normerhöhung diskutierten. Unter »Streik« konnte ich mir wenig vorstellen – das Wort und Fotos von demonstrierenden Menschen kannte ich nur von Zeitungsberichten aus dem Westen.

Teilerfolg
Unter der Überschrift »Da nahm keiner ein Blatt vor den Mund« berichtet die Betriebszeitung »Arbeit und Aufbau« über eine öffentliche Belegschaftsversammlung der Stahl- und Walzwerker vom 20. Juni 1953. Am 21. Juni beschließt das Zentralkomitee der SED eine Reihe von Sofortmaßnahmen, unter anderem Rücknahme der Normen auf den Stand vom 1. April 1953, verbesserte Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsgütern, Neubau und Instandsetzung von Wohnungen, insbesondere in Großstädten und Industriezentren.

Arbeit und Aufbau
BETRIEBSZEITUNG FÜR DIE BELEGSCHAFT DES STAHL- UND WALZWERKES „WILHELM FLORIN"
NR. 37 / JAHRGANG 6 / HENNIGSDORF, DEN 9. JULI 1953 / PREIS 5 PF. / HERAUSGEGEBEN VON DER PARTEIORGANISATION DER SED

Kollege Augstein, Verwaltung: 1950 erlitt ich einen Betriebsunfall, daraufhin wurde ich 70 Prozent arbeitsunfähig geschrieben. Bis heute habe ich meine Rente noch nicht. […]

Kollege Winkel, Technisches Büro: Wann werden endlich in unserem Betrieb die Gesetze der Regierung zur Förderung der Intelligenz eingehalten? […]

Kollege Nestler, Vorsitzender der Wohnungskommission: […] Mindestens 1000 Kumpel brauchen neuen Wohnraum. Kommt man zur Werkleitung und will darüber beraten, ist Sitzung, bei der Partei und Gewerkschaft dasselbe. Vor lauter Sitzungen werden die Sorgen und Wünsche der Kollegen vergessen. […]

Arbeitsdirektor Mickinn […] teilte mit, dass sofort mit dem Bezirksrat Verhandlungen zur Beseitigung der Wohnraumnot geführt werden. Auch die Belieferung mit Holz für den Hausbrand wurde bereits in die Wege geleitet. Bohnenkaffee wird in kurzer Zeit ebenfalls in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen. […] Zur besseren Verteilung des jetzt frei werdenden Wohnraumes soll[en] […] sich die Gemeinde-Kommissionen in den umliegenden Gebieten aus Vertretern der Großbetriebe paritätisch zusammensetzen. Auch die zusätzliche Altersversorgung für die Kollegen der Intelligenz wird geregelt.

Roland Köhnke
Jahrgang 1937

Im Stahlwerk hatte ich mich als Werkzeugmacher beworben. Vier Wochen vor Lehrbeginn war mir jedoch mitgeteilt worden, ich sei mit vierzehn Jahren noch zu jung für diese Ausbildung; auch als Stahlwerker oder Walzwerker käme ich nicht in Frage. Man könne mir eine Lehrstelle als Stahlgussformer anbieten. Trotz dieser Enttäuschung setzte ich mich auf den Hosenboden. »Hol dir gute Noten!«, hatte mich meine Mutter ermahnt, und weil ich mich an ihren Rat hielt, konnte ich schon nach zwei Jahren auslernen.

Am Morgen des 17. Juni fuhr ich wie gewohnt vom Lehrlingswohnheim in Hohenschöpping zum Werk. Etwa um sieben Uhr stand ich mit den anderen Lehrlingen vorm Werktor. Über die Breite der Werkstraße verteilt kam eine riesige Menschenmenge auf uns zu.

»Was ist denn hier los?«, rief eine Verkäuferin, die aus der HO-Verkaufsstelle gekommen war.

»Das ist Streik!«, sagte ich, selbst über meine Antwort erschrocken.

Unser Lernaktiv musste an diesem Tag zur Schule. Der Lehrer stand angelehnt an der Eingangstür.

»Herr Klose«, fragten wir, »haben wir heute Unterricht?«

»Bringt eure Taschen hinein. Dann könnt ihr gucken gehen.«

Sauber angezogen stellten wir uns an die Werkstraße und staunten, bis uns die vorbeiziehenden Stahl- und Walzwerker zuriefen: »Na los, kommt mit! Wir marschieren nach Berlin, zur Regierung.«

Wir sahen uns an – zehn Lehrlinge. Schließlich sagte einer: »Geht in Ordnung!« und lief los; die anderen hinterher.

So marschierten wir inmitten der Männer in dreckiger Arbeiterkluft, mit Holzschuhen und blauen Schutzbrillen, einige kamen direkt von der Nachtschicht.

Die vorne gingen, räumten den Drahtzaun zur Seite, der die Grenze zum britischen Sektor markierte. Der Polizist, der dort aufgestellt war, verzog sich. In Tegel fotografierte uns die Presse. Als wir im Wedding ankamen, konnten wir in den Zeitungen bereits die ersten Bilder des Streiks betrachten.

Der Zug ging bis zum Haus der Ministerien in der Wilhelmstraße. Etwa eine halbe Stunde standen wir in der Friedrichstraße, an der Ecke zur Kochstraße. Dort hatten Reporter eine Fernsehkamera auf ihrem *Volkswagen* montiert. Als die ersten russischen Panzer anrollten, bauten sie die Kamera ab, so schnell es ging, sprangen ins Auto und gaben Gas.

Die T34-Panzer fuhren bis an die Sektorengrenze. Meine Lehrlingskollegen und ich erschraken über die Schreibmaschinen, Akten und Schreibtische, die aus den Fenstern geworfen wurden. Wer da oben randalierte, konnten wir nicht erkennen. Ob es der Zorn unserer Stahlarbeiter war, der sich in den Amtsstuben entlud, erfuhren wir nicht.

Unsere Clique floh vor der bedrohlichen Situation. Wir liefen die Leipziger Straße hinunter bis zum Potsdamer Platz. Das *Haus Vaterland* brannte. Wir kletterten auf den riesigen, zwanzig Meter hohen Trümmerberg. Von dort hatten wir einen guten Blick auf die Sektorengrenze: Auf der einen Seite sahen wir die russischen Panzer stehen, auf der anderen die amerikanischen. Eine brenzlige Situation.

Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch marschierten wir zurück in den Wedding. Am Rathaus bekamen wir Verpflegung und stiegen in Lastwagen, die uns nach Heiligensee bringen sollten.

»Wer etwas bei sich trägt, Zeitungen oder Flugblätter, sollte es wegwerfen«, wurden wir eindringlich ermahnt. »Die Grenze ist jetzt scharf bewacht!«

Die Polizisten der Kasernierten Volkspolizei, die am Schlagbaum standen, nahmen uns glücklicherweise nicht für voll: »Na, Bübchen, geht mal durch!« Und so konnten wir auf dem Weg nach Hause die Grenze ohne Ausweise passieren. Viele andere wurden verhaftet.

Am nächsten Tag, einem Donnerstag, war unser Kollektiv das einzige, das zur Arbeit erschien. Bald kam unser Lehrmeister und sagte: »Dass ihr Bescheid wisst: Das Werk wird jetzt besetzt, verhaltet euch ruhig!«

Unsere Garderoben befanden sich in der Formerei, hinter dem Speisesaal. Als wir in den Speisesaal kamen, standen russische Soldaten mit Maschinenpistolen vor allen vier Türen und ließen uns nicht mehr hinaus.

»Njet!«, das war die einzige Auskunft, die wir bekamen. Erst nach einer Weile trat einer der Männer zur Seite, und wir liefen zum Werktor, das ebenfalls versperrt worden war. Dort hatte die KVP die Russen bereits abgelöst.

Auf dem Platz vor dem Tor sahen wir drei sowjetische Panzer stehen, die Geschütze aufs Werk gerichtet.

»Ist hier jemand der Häuptling?«, fragten wir.

»Häuptling?«

»Jemand, der etwas zu sagen hat.«

»Warum?«

»Wir sind Lehrlinge, wir haben gearbeitet und möchten nach Hause, ins Lehrlingswohnheim!«

Der Soldat rief seinen Vorgesetzten. Der befahl, uns gehen zu lassen.

Am Freitag und die gesamte folgende Woche hatten wir frei. Die Lage normalisierte sich allmählich. Irgendwann war klar, dass kein Krieg ausbrechen würde. Wir atmeten auf.